

Schachmeisterschaft für Ärzte

Zwei Tage mit einem Brett vorm Kopf

Das Deutsche Ärzteblatt hatte eingeladen, und Ärzte aus allen Regionen Deutschlands kamen. Zwei Tage lang ging es nur um Schach – weit weg von Streß und Hektik des beruflichen Alltags. Wie die 2. Schachmeisterschaft in Wiesbaden verlief, berichtet Dr. med. Helmut Pfleger. Der Arzt und Internationale Schachgroßmeister hat seinen Kollegen beim Kampf um Punkte und Sieg mal beeindruckt, mal erheitert über die Schultern gesehen.

In diesem Jahr waren es 150 Kollegen, die sich zur zweiten deutschen Schachmeisterschaft für Ärztinnen und Ärzte vom 25. bis zum 27. März in Wiesbaden einfanden. Fürwahr eine stattliche Schar, die sich am frühen Samstagmorgen in Richtung Kurhaus-Kolonnaden aufmachte.

Der Weg wurde uns folgendermaßen erklärt: Links – links – links. Das war zwar weiter als rechts – rechts – links, aber zugegebenermaßen leichter zu merken, so daß die Aufmerksamkeit sich ganz dem einzigen zuwenden konnte, was an diesem Wochenende zählen sollte: dem Schachspiel.

Schließlich langten wir wohlbehalten (also ohne das Schicksal eines bekannten Schachspielers zu erleiden, der gedankenverloren eine Stellung analysierend bei „Rot“ über die Straße ging und diese Analyse nahtlos fortsetzen konnte, als er im Krankenhaus aus der Bewußtlosigkeit erwachte) beim Kurhaus an. Klarsichtig erkannte mein alter Freund, Dr. Modjtabi Abtahi, daß es anders als im letzten Jahr ausschaue, worauf Horst Metzger (Nichtarzt, natürlich!) vom Deutschen Schachbund bemerkte: „Da waren wir ja auch in Baden-Baden“.

Solch jemand war also der oberste Schiedsrichter, unterstützt von Jürgen Gersinska als Turnierleiter in einem „unauffälligen roten Sakko“, wie DA-Chefredakteur Norbert Jachertz ihn den Teilnehmern vorstellte. Die Unauffälligkeit war in diesem Fall nicht von Schaden, denn einmal

mehr gab es keine Streitfälle zu schlichten.

Dieses Wohlverhalten können die teilnehmenden Ärzte wahrlich nicht von Vorvater Siegbert Tarrasch, dem Arzt aus Nürnberg, der um die Jahrhundertwende einer der stärksten Schachspieler der Welt war, ererbt haben. Besagter Kollege Tarrasch legte sich nämlich voller Lust mit Gott und der Welt an und schrieb einmal in einem Nachruf auf Pillsburg: „Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, ist, keine Feinde gehabt zu haben.“

Das mag sein, wie es will – das Turnier lief jedenfalls in einer sehr harmonischen Atmosphäre ab. Doch

da sind wir schon am Ende, schnell zurück zum Anfang. Nach den freundlichen Begrüßungsworten des Präsidenten der Landesärztekammer Hessen, Dr. Alfred Möhrle, war die Ouvertüre am Freitagabend – freiwillig und wahlweise – einem Blitzturnier (fünf Minuten pro Spieler für die ganze Partie) beziehungsweise Simultanspiel gegen Großmeister Eric Lobron oder mich gewidmet.

Eric, der am Vortag noch mit seinem vierjährigen Sohn die Entfernung einer Verruca vulgaris (mit)erleiden mußte, war zufrieden: „Endlich ist es einmal umgekehrt, kann ich Ärzte verarzten.“

Das Blitzturnier wurde schließlich eine Beute von Dr. Hofstetter, der vor seinen Kollegen Even, Bassler und Birke gewann. Als ersten Preis gab es einen „Kasparow-Schachcomputer“, dem Kasparow zufolge dessen eigenes Schachdenken innewohnt. Das kann man glauben oder nicht.

Am Samstagmorgen war es dann jedenfalls soweit, beugten sich 150 ärztliche Häupter über die 64 Felder, die ihnen an diesem Wochenende die Welt bedeuten sollten. Mit kleinen Ausnahmen: Ein Kollege war im Nebensaal so vom Spiel mit einem Schachcomputer fasziniert, daß er den Aufruf zur ersten Runde nicht mitbekam, und Professor Krausen- eck aus Bamberg schlenderte so ge-



Die Entscheidung: Bis zur letzten Runde von insgesamt neun war die Frage nach dem Sieger offen.



Höchste Konzentration: Im Vorfeld der Meisterschaft spielte Dr. med. Helmut Pflieger simultan gegen 24 Gegner. Der Großmeister „schockte“ seine zwei Dutzend Herausforderer mit einer grandiosen Leistung. Nach knapp vier Stunden waren 21 Kollegen besiegt, drei kamen mit Remis davon. Wenig Pardon kannte auch Eric Lobron (nicht im Bild), gleichfalls Großmeister und zur Zeit einer der zwei besten deutschen Schachspieler. Lobron nahm es wie Pflieger mit zwei Dutzend Gegnern auf und mußte sich nur zweimal geschlagen geben. Fotos: Maus (2), Elisabeth Häußermann (1)

mächlich dem Turniersaal zu, als ob er sich nur ungern von diesem strahlenden Frühlingmorgen trenne, aber nun einmal seiner etwas lästigen Pflicht am Schachbrett nachgehen müsse. Der Bamberger Kollege legte indes gleich munter los: Er konnte seinen Gegner mit dem Traum jedes Schachspielers, dem „Erstickten Matt“ (ein Springer matt nach Damenopfer gegen den im Eck eingeklemmten, „erstickten“ König) bezwingen. Das war sein erster Streich, und viele sollten noch folgen.

Gespielt wurden neun Runden in sogenannten Schnellschach-Partien, wobei jeder Spieler für die ganze Partie 30 Minuten Bedenkzeit hatte. Spätestens dann war es entschieden, entweder durch Aufgabe, Remisvereinbarung oder Zeitüberschreitung. Da konnte es schon einmal vorkommen, daß in Zeitnotschlachten der mühsam erworbene Vorteil mit einem einzigen unbedachten Zug weggeworfen oder ein „ewiges Schach“ (also Remis) des Gegners übersehen wurde. „Aber ich stand doch so gut!“ Richtig, Jünger Äskulaps, aber es hilft nichts, lies bei Seneca nach.

Da konnten der starke Meister Bassler bei gehobenem Blättchen auf der Uhr schon einmal einen einzügigen Damengewinn übersehen oder zwei Kollegen nicht gewahr werden, daß ihrer beider Könige gleichzeitig im Schach standen, die unerbittlich tickende Schachuhr forderte ihren Tribut. Wie sagt doch Eugen Roth: „Zwei Dinge trüben sich beim Kranken, a) der Urin b) die Gedanken.“ Gottseidank war es an diesem Wochenende nur letzteres, und auch das nur gelegentlich.

Da zeigte der Kollege Dieter Müller I (es gab noch einen Namensvetter), daß der Spruch: „Springer am Rand ist eine Schand“ durchaus nicht immer zutrifft: sein Randspringer wurde zum Mattspringer. Da konnte Dr. Jolowicz an diesem Wochenende zweimal mit Getöse seinen



Geschafft im doppelten Sinne: Professor Peter Krauseneck aus Bamberg gewann den Titel.

Läufer auf h7 opfern – vorher war ihm das jahrelang nicht vergönnt gewesen.

Einem glückt als Schwarzem (freilich dank gütiger Mithilfe des Weißen) ein Matt in sieben Zügen. Dr. Ilic gewinnt eine Partie mit einer Gesamtdauer von vier Minuten; in Windeseile gibt es eine Riesen-Holzaktion, spricht etliche Abtäusche, nach deren Ablauf der Gegner feststellt, daß ihm eine Figur abhanden gekommen ist. Also Aufgabe. In der sechsten Runde kommt es zum Duell der Giganten: der Dresdner Bundes-

ligaspieler Goldberg gegen Krauseneck. Letzterer, wagemutig wie alle Bamberger, eröffnet mit dem wildromantischen Königsgambit des 19. Jahrhunderts. Sein Mut wird belohnt: er erobert die schwarze Dame. Doch hier zeigt sich, daß der Dresdner Ärztetag von 1993 mit seiner Forderung, Sportler sollten einen Risiko-Malus an die Krankenkassen bezahlen, völlig Recht hatte. Nicht nur der flatternden Nerven des Kontrahenten (der Neurologe Krauseneck kann sich da ja vielleicht selbst helfen), sondern auch der armen Kiebitz wegen.

Wie schreibt Joachim Neander in der „Rochade Europa“: Die Schäden an Wirbelsäule, Bandscheibe und dem gesamten Bewegungsapparat und vegetativen Nervensystem, die beim Schachkiebitz entstehen können, wenn er zwanzig Minuten lang auf den Zehenspitzen unbewegt mit schräger Kopfhaltung über die Schultern dreier Vordermänner hinweg versucht, auf einem vier Meter entfernten Brett eine mehrzügige Kombination durchzurechnen, geben zu ernstesten gesundheitspolitischen Besorgnissen in bezug auf den gesamten Schachsport Anlaß.

Doch in der achten, der vorletzten, Runde erwischt es auch Peter Krauseneck. Gegen den Vorjahressieger, Dr. Schnelzer, kann er in zwei Zügen dessen Springer und damit die Partie gewinnen, statt dessen stellt er einzügig seinen eigenen Turm ein. Wie sagt doch Dr. Modjtaba Abtahi, der für alle Lebenslagen den geeigneten Spruch parat hat: „Das Leben ist hart, aber ungerecht.“ Überhaupt Modjtaba! Wie leuchten bei diesem Taktiker und „Kombinazel“ die Augen, selbst wenn er nur als Kiebitz bei anderen in Sekundenschnelle eine Opferkombination entdeckt. „Schach kann lustig sein“, und lacht und lacht und lacht. Gegen Dr. Schnelzer gewinnt er in seinem typischen Angriffsspiel, so daß jener sich diesmal zum Schluß mit dem dritten Platz begnügen muß. Vielen hat es beim ersten Mal so gut gefallen, daß sie auch diesmal wieder gekommen sind. Zum Beispiel Dr. Udo Thamm aus dem Saarland, mit ich noch gemeinsam bei der Deutschen Jugendmeisterschaft gespielt habe. Ganz au-

Bei Übung lief es im letzten Jahr noch nicht so recht, diesmal hat er schon über 50 Prozent. Nur eine Frage der Zeit, wann er oben landet.

Das wird dem ältesten Teilnehmer, dem 82jährigen Dr. Faulhaber aus dem mittelfränkischen Büchenbach, vermutlich nicht mehr gelingen. Bei der Siegerehrung ruft er dennoch allen zu: „Und nächstes Jahr mach' ich wieder mit.“ Spricht's und setzt sich nach zwei anstrengenden Turniertagen zu Blitzpartien hin. Gottseidank noch einer, der nicht genug bekommen kann.

Die mitgereisten Ehefrauen haben ihr eigenes Programm. Sie können schon einmal am Samstagabend kurz vor Ende der sechsten Runde im Spielsaal auftauchen und fragen, wann es denn (endlich) zu Ende sei. Wie sagte doch einmal Vlastimil Hort auf die Frage, welchen Platz er für sich erhoffe: „den zweiten“. „Warum nur den zweiten?“ „Nun, meine Frau kostet mich immer einen Platz.“ So etwas zu schreiben ist allerdings weder galant noch wahr. Etliche der Teilnehmer scheint der weibliche Rückhalt eher zu stärken, seien es bei Dr. Bordasch seine beiden Töchter, die ihm kiebitzend assistieren oder sich selbst die Zeit bei einer Partie Schach vertreiben, sei es bei Dr. Krauseneck die Familie. Letztes Jahr lief es ohne Familie gar nicht nach Wunsch, diesmal wird er der strahlende Sieger.

Vier Damen mischen gar aktiv in der „Männersportart“ Schach mit. Bemerkenswerterweise ist der prozentuale Anteil der Damen bei den Schachspielern nur bei etwa vier Prozent, weniger als beim Rugby und beim Boxen; entsprechende Gedankengänge will ich hier allerdings nicht weiter verfolgen. Die erfolgreichste Dame ist schließlich Frau Dr. Recknagel, die als speziellen Preis ein Wochenende für zwei Personen in Salzburg gewinnt.

Natürlich kennen sich die meisten nicht, so ist mein Schulfreund aus Bamberg und jetzt Leiter des Gesundheitsamtes Hof, Norbert Knoblach, zum ersten Mal dabei. Er kam mit einigem Bangen, ob er denn in dieser illustren Gesellschaft mithalten könne. Er konnte – das Spektrum reicht von Meister- bis zu Hob-

byspielern, denen der Beruf ansonsten kaum Zeit zum Schachspielen läßt. Norbert schrieb für mich kurz seinen Eindruck auf: „Zu Beginn jeder Spielrunde das unvermeidliche Ritual: kurze Vorstellung, woher man komme und welches Fachgebiet man betreibe; dann folgt – sofern man nicht bereits auf nationaler Ebene bekannt ist – die Beteuerung, daß man Hobbyspieler reinsten Wassers sei, der überdies schon seit län-

gerem keine Schachfigur mehr angefaßt habe – ja, ganz ganz früher, so kurz nach dem Medizinstudium, da habe man schon ‚etwas‘ in einem Schachverein gespielt.“

Wenn manche da nicht doch etwas geflunkert haben. Denn das Niveau ist insgesamt beachtlich, aus den besten Ärzten könnte man eine Bundesligamannschaft aufstellen.

Ein Wochenende lang wird nach Turnvater Jahns Motto gespielt: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“, allenfalls mit Einschränkungen beim zweiten Attribut. Rudi Carrell, im Zweifelsfall die letzte Instanz in allen Lebensfragen, hat einmal gesagt: „Der beste Beruf ist Sportarzt bei einem Schachturnier.“ Das ist im Prinzip richtig, nur dachte er nicht an die Steigerung: „Sportarzt beim Ärzteschachturnier.“ So konnte ich als betreuender Arzt Däumchen drehen und mir die herrlichen Ein- und Reinfälle (deren einige in kommenden Spalten ihren Niederschlag finden werden) der stolzen und geknickten Kollegen zeigen lassen.

Zum Schluß bleibt nur noch zu erwähnen, daß viele bereits ihr Wiederkommen im nächsten Jahr angekündigt haben, und diejenigen, denen nicht alles nach Wunsch glückte, mit dem großen schachspielenden Arzt Dr. Tarrasch zu trösten. Bei seinem WM-Kampf mit dem ungeliebten Rivalen Emanuel Lasker meinte er: „Ihnen, Herr Dr. Lasker, habe ich nur drei Worte zu sagen: Schach und Matt.“ Danach verlor er den Wettkampf haushoch, hatte aber eine gute Entschuldigung bereit: Das Seeklima in Düsseldorf war schuld. Meines Wissens unterscheidet es sich nicht vom Seeklima in Wiesbaden: Rhein ist Rhein.

Für viele gab es schöne Preise, angefangen von Schachlexika über Eröffnungswerke (für solche, die nicht genug Wissen in sich hineinstopfen können) und Schachcomputer bis zu wertvollen Investment-Zertifikaten der Schweizerischen Kreditanstalt, die sich seit Jahren für den Schachsport insgesamt engagiert und nun erstmals auch die Ärztemeisterschaft unterstützend begleitet hat.

Fazit: Es war ein schönes Wochenende, auf Wiedersehen im nächsten Jahr! Dr. med. Helmut Pfleger

Die besten 20

Rang	Teilnehmer	Punkte
1.	Peter Krauseneck Bamberg	8
2.	Thomas Dettler Ulm	7,5
3.	Reinhold Schnelzer Katzenelnbogen	7,5
4.	Alexander Goldberg Dresden	7
5.	Wolfgang Semsroth Spenge	7
6.	Karl Steudel Lindau	7
7.	Matias Jolowicz Salzgitter	7
8.	Detlev Diederichsen Bremen	6,5
9.	Edgar Prang Detmold	6,5
10.	Gert Buchner Arnsberg	6,5
11.	Robert Jaster Rostock	6,5
12.	Martin Schaefer Wuppertal	6,5
13.	Kurt Essegern Bad Salzungen	6,5
14.	Thomas Wolf Sonthofen	6,5
15.	Alfred Emich Witten	6,5
16.	Markus Bassler Ober-Olm	6
17.	Hans-Joachim Hofstetter Beimerstetten	6
18.	Medjtaba Abtahi Recklinghausen	6
19.	Matthias Birke Stuttgart	6
20.	Ralph Brachtel Mainz	6